In freier Stunde

Die beiden Merks

(6. Fortsetzung.)

Eine Schulgeschichte von Hans Eschelbach

Peter, der bis jetzt weiter gekrochen war, sah sich um. Er bemerkte, daß sein Vater zurückging. Da hielt auch er ein mit seiner verzweifelten Flucht.

„Komm zurück, Peter; es geschieht dir nichts!“ rief ihm der Lehrer zu. „So komm doch!“

„Ich bin zu bang!“

„Merk, gehen Sie hinunter in mein Zimmer und warten Sie auf mich; die Kinder fürchten sich vor Ihnen!“ rief Königsdorf.

Der Mann in der Dachluke stöhnte so laut, daß es fast wie ein unterdrückter Schrei klang. „Peter!“ rief er und streckte die Hände aus.

„Es nutzt nichts; gehen Sie.“

Einen Augenblick noch kämpfte der Mann; noch einmal sah er nach seinen Kindern, dann kletterte er ächzend zurück, um dem Befehl des jungen Lehrers zu folgen.

„Komm, wir wollen gehen,“ sagte Königsdorf zu Joseph. „Du erfrierst ja!“

Er versuchte ihn vor sich her zu schieben; aber der Junge klammerte sich an der Dachrinne fest und wollte nicht weiter.

„Laß los, Joseph. Schrei nicht, dein Bruder fällt sonst vor Schrecken hinunter und ist tot,“ raunte Königsdorf.

Da zitterte das Kind und ließ die Dachrinne los. „Ist er auch sicher fort?“

„Ja, du hast ja gehört, wie ich ihm gesagt habe, er solle gehen. So! — Langsam, kriech voran. Ich halte dich fest.“

Sie kamen am Dachfenster an. Königsdorf sah hinein und rief zurück: „Peter, komm doch; dein Vater ist nicht mehr hier.“

Joseph hatte den Kopf schon in die Dachluke gesteckt, um sich zu vergewissern. Als er sah, daß sein Vater wirklich gegangen, wehrte er sich nicht, als ihn Königsdorf langsam ins Zimmer hinabließ.

„Schließe die Türe ab und stell dich an den warmen Ofen,“ sagte Königsdorf, und der Junge beeilte sich, seinen Rat zu befolgen.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit hatte Peter Merk vom Nachbarhause aus den Vorgang verfolgt. Sein kleiner Bruder hatte nicht geschrien, der Vater war also wirklich nicht mehr in dem Zimmer. Er atmete auf und sah fragend zu seinem Lehrer hinüber.

„Komm doch, Peter!“ rief dieser. „Dein Vater ist in mein Zimmer hinuntergegangen und dein Bruder hat eure Tür von innen abgeschlossen.“

Einen Augenblick hing der Junge noch oben. Er sagte kein Wort und sah seinen Lehrer fragend an. Der nasse Schnee rutschte unter jeder seiner Bewegungen, seine Hände wurden kalt, lange konnte er sich nicht mehr halten.

„Wenn du sofort zurückkommst, verspreche ich dir heilig und ernst, daß weder dein Vater noch ich dir etwas tun werden!“ rief Königsdorf, der die Bedenken des Kindes erriet.

Da trat Peter seinen Rückzug an. Wie eine Katze stieg er vom Nachbardache in die tiefer liegende Rinne, in der Königsdorf ihn erwartete. Vor dem Dachfenster machte er noch einmal Halt. „Ist er auch wirklich fort?“

„Sieh doch selbst ins Zimmer.“

Peter tat es. Sein Bruder winkte ihm, zum Zeichen, daß der Gefürchtete das Zimmer verlassen.

Peter atmete auf. „Ich kann allein,“ sagte er, die Hilfe seines Lehrers ablehnend, und schwang sich durch die Fensterluke auf den Stuhl. Dann lief er zur Tür und sah nach, ob sie auch gut verschlossen sei.

Inzwischen war auch der Lehrer durch die Luke gestiegen. Er war noch ganz blaß, schloß das Fenster und atmete schwer. Ein heftiger Unwille hatte ihn gefaßt, er trat auf Peter zu und fragte barsch: „Warum hast du das getan?“

„Darum!“ sagte der Junge verbittert und streifte das Hemd von der Schulter seines Bruders, so daß die Wunde sichtbar wurde.

„Du hast also Angst vor deinem Vater?“

„Ja!“

„Zieht euch an; es ist kalt.“

Die Kinder gehorchten.

„Wenn ihr nun von dem Dache gefallen wäret!“

Die Kinder antworteten nicht; sie traten fröstelnd an den warmen Ofen.

„Ihr wißt, daß ich nicht lüge; oder glaubt ihr mir nicht?“ fragte der Lehrer nach einer Weile.

„Doch.“

„Ich habe euren Vater zu mir kommen lassen, ich habe mit ihm geredet; er wird euch nicht schlagen. Er möchte euch gern einmal sehen. Ich werde jetzt in meine Wohnung hinuntergehen, wo er auf mich wartet. Euer Vater ist sehr unglücklich; er hat keinen, der für ihn sorgt; ich werde ihm sagen, daß auch ihr nichts mehr von ihm wissen wollt — — Warum weinst du, Joseph?“

Der Junge gab keine Antwort.

„Tut dir dein Vater denn nicht leid?“

„Doch.“

„Ich werde ihm also sagen, daß ihr euch bessern wollt. Mitnehmen wird er euch nicht; denn er kann nicht für euch sorgen. Wollt ihr nicht einmal mit mir zu ihm gehen?“

„Nein!“ sagte Peter, machte sich klein und drückte sich wider die Wand, als wolle er eine Stütze suchen.

„Du sollst" — — Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest auf Erden, wollte Königsdorf sagen; aber er fühlte, daß die Kinder für dieses Gebot kein Verständnis haben könnten und schwieg.

Nach einer Weile sagte er: „Wärmt euch nur erst und dankt Gott, daß euch auf dem Dache kein Unglück geschehen ist. Ich gehe jetzt hinunter und rede mit eurem Vater, und wenn er euch dann durch mich verspricht, euch nicht zu schlagen, wollt ihr ihm dann nicht wenigstens eine Hand geben?"

„Doch," sagte Joseph, und auch Peter nickte.

„Werdet ihr nicht wieder aufs Dach klettern, wenn ich unten bin?"

„Nein."

„Ich hole euch also gleich herunter."

Königsdorf ging und schloß von außen die Tür ab. Er fand Merk ganz gebeugt auf einem Stuhl sitzend.

„Gott sei Dank; die Kinder sind wieder glücklich im Zimmer."

Merk antwortete nichts, er seufzte nur.

„Merk, ihr seht, wie euch die Kinder fürchten. Woran das liegt, wißt ihr. Ihr habt die Liebe eurer Kinder verscherzt. Mit Gewalt könnt ihr das Vertrauen der armen Jungen nicht wieder gewinnen. Ich werde die Kinder jetzt zu euch bringen, und wenn ihr mir folgt, sagt ihr ihnen kein hartes Wort; sie sind verängstigt genug. Hört ihr?"

Der Mann nickte nur; er saß ganz zusammengebrochen da und starrte zur Erde; nur seine großen, verarbeiteten Hände zuckten manchmal, als müßten sie etwas zerdrücken.

Den jungen Lehrer überkam ein weiches Mitleid, als er auf den Unglücklichen sah, der sein Weib und seine Kinder verloren durch fremde und eigene Schuld.

„Merk, rafft euch auf. Ihr seid ein Mann und müßt den Kopf hoch halten. Wenn Ihr nur ehrlich versucht, gut zu machen, was Ihr verschuldet, wird vielleicht vieles noch gut. Also seid nicht rauh mit den Kindern; ich hole sie jetzt."

„Tut er uns auch nichts?" fragte Peter, als Königsdorf die Kinder holte.

„Gewiß nicht. Euer Vater ist ein ganz armer Mann, der viel Unglück gehabt hat. Seid ihr nur gut zu ihm, so wird er es auch mit euch sein."

Mit den Kindern an der Hand trat er in sein Zimmer. Die Kinder hielten seine Hand fest und stellten sich hinter ihn, als ob sie Schutz suchten.

Merk streckte die Hände nach seinen Kindern aus; aber sie kamen nicht zu ihm, sie zitterten. Da schlug der gequälte Mann die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Einen Augenblick standen die Kinder wie erstarrt da; so hatten sie ihren Vater nie gesehen.

„Er weint um euch!" flüsterte ihnen der Lehrer zu.

„Vater!" rief Joseph und drängte sich weinend zwischen die Knie des Arbeiters. Der legte sein Gesicht auf den Scheitel des Kindes und stöhnte. Da ergriff auch Peter seine Hand. „Vater," sagte er, und große Tränen liefen über das blasse, kummervolle Kindergesicht.

Königsdorf fühlte, daß er hier nicht stören dürfe; er ging ins Nebenzimmer.

Als er nach einer Weile zurückkam, saß Merk noch immer da; seine Tränen waren versiegt, er streichelte wortlos die Hände seiner Kinder.

„So! Nun ist es Zeit, daß ihr schlafen geht, Kinder," sagte Königsdorf. „Euer Vater wird jeden Abend nach euch sehen kommen und wird sich freuen, wenn ich ihm sagen kann, ihr wäret brav gewesen. Jetzt gebt eurem Vater die Hand und kommt."

Merk erhob sich. „Seid brav! Seid brav!" sagte er, „und dankt dem Herrn Lehrer!"

Dann gab er Königsdorf die Hand. „Darf ich wiederkommen?"

„Immer, mein Freund!"

„Herr Lehrer, ich — — — — — — ich will arbeiten wie früher. Das vergesse ich euch nie! Ich danke euch!"

Dann ging er.

Königsdorf aber führte die Kinder auf ihr Zimmer.

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in deiner Hand.
Kranken Herzen sende Ruh,
Nasse Augen schließe zu!

betete er mit ihnen.

(Fortsetzung folgt.)

Geburtstag im Beobachtungsstand

Eine Frontgeschichte von J. Hahn-Butry

Flandernfront Sommer 1918: Unsere Batteriestellung war soweit ganz ordentlich. Die Unterstände einigermaßen und sogar die Geschütze in recht gute Deckung eingebaut.

Zwar funkte der Tommy ein ständiges Störungsfeuer. Aber bis auf ein paar in die Luft gehende Munitionskörbe war in der Stellung noch nichts passiert.

Vorne im ersten Graben war allerdings dicke Luft. Merten und ich, die beiden einzigen Vizewachtmeister der Batterie, mußten immer abwechselnd als Beobachter vor. Dann machten wir jedesmal so ein halbes Testament: In vier Wochen zwei Scherenfernrohre kaputt geschossen, und bei den Telephonisten auch nichts, als dauernd Hin- und Herflitzen, um die Strippe in Ordnung zu halten.

Ich hatte wieder einmal so eine nette ruhige Woche Batteriedienst hinter mir. Freitag war's, und am Abend kam Merten zurück, da mußte ich nach vorn.

Recht mißgestimmt war ich: Am Sonntag war mein Geburtstag! Zwar hatte der Alte mich getröstet. Er würde mir mit dem Essenträger eine Pulle Rotspon nach vorne schicken. Ein schöner Trost, die Flasche Rotspon des Batterieführers. Blieb doch eine verflixt ungemütliche Angelegenheit, ausgerechnet sein Wiegenfest da vorne im größten Dreck begehen zu sollen.

Um 10 Uhr abends — ich hatte gerade meinen Kram beisammen — kam Merten in meinen Unterstand. Von unten bis oben mit flandrischem Lehm bespritzt, streckte er mir die Hand entgegen: „Du, Kleiner, habe oben vom Alten gehört, daß du übermorgen Geburtstag hast! Wär' doch ein schöner Blödsinn, den da vorn so solo zu feiern. Ich hab den Alten gefragt, dem ist es recht. Schnall' also ruhig wieder ab. Ich geh für dich!"

Im ersten Augenblick drängte sich alles in mir, freudig Ja zu sagen. Dann fiel mir ein, daß der arme Kerl da jetzt 8 Tage vorn gelegen. Der würde sich auch schön gefreut haben, wieder mal aus den Stiefeln zu kommen und in einem anständigen Unterstand richtig auszuschlafen.

Wir stritten hin und her. — Schließlich meinte er, ich sei ein Dickkopp und solle denn in Gottes Namen machen, daß ich nach vorne käme.

Es war, wie jedesmal, ein scheußlicher Weg so mitten durch die pechrabenschwarze Nacht. Hier stolperte ich über einen leeren Munitionskasten, da landete ich in dem Wassertümpel eines Granattrichters. Ein paar Maschinengewehre funkten auch in die Gegend und ab und zu krachte einmal eine schwere Mine.

Ich war froh, als ich in meinem Beobachtungs- und Telephonunterstand saß. Was das schon für ein Unterstand war! Ein Loch in der Grabenwand, Wellblech darüber, Erde drauf und damit basta. Wär' doch besser gewesen, über den Geburtstag unten zu bleiben bei der Batterie!

Die Nacht zum Sonnabend war ziemlich ruhig. Ein bißchen Maschinengewehrfeuer, ein paar leichte Brocken in der Nachbarschaft. Den Sonnabend über dasselbe. — Der Tommy schien meinen Geburtstag respektieren zu wollen.

In der Nacht zum Sonntag brachte der Essenträger auch richtig die Pulle Rotspon vom Alten und noch 'ne Feldflasche Korn von Merten. Anständiger Kerl, der Gute, denke ich. Die beiden Telephonisten und ich weihten den Geburtstag denn auch recht ordentlich ein. Es war eine himmlisch ruhige Nacht, nur unterbrochen von dem Zischen der Leuchtkugeln, die hoch am Himmel ihr weißes Licht zerplatzten. Die Telephonisten gingen dann bald schlafen und ich döste so für mich hin, wie man eben als junger Kerl an einem Geburtstage vorn im Graben döst.

Mit einem Mal — ich hatte drei oder vier Stunden so für mich hin gedußelt — war es, als sei die Hölle los: Rrrratsch, ein schwerer Brocken dicht neben mir. Rrrratsch, schon wieder einer. Und dann in einem Tempo einer nach dem andern, daß mir Hören und Sehen verging und der Dreck nur so auf mich herunterpolterte. Schon kamen auch laut heulend schwere Minen angesaust, Maschinengewehre fingen an, wie wild zu hämmern: der feindliche Angriff war da!

Telephonverbindung mit der Batterie!

Natürlich! Die Leitung auch schon kaputt! Obwohl es heller geworden war, wäre es zwecklos gewesen, die Leute zum Flicken loszuschicken. Mord wäre das gewesen — also Leuchtkugel schießen! Ich an's Scherenfernrohr. Da fing's auch schon an, hinter uns dumpf aufzuheulen. Bravo! Meine Batterie hatte das Feuer aufgenommen. Ich setzte mich ans Scherenfernrohr. Beobachtete, so gut es beim Morgennebel ging. Hurra! Die Batterie legte da eine Feuersalve hin, daß keine Maus durchkommen konnte, viel weniger ein Tommy.

Trudel, trudel trudel . . . Donnerwetter! Das waren ja anständige Brocken, die da oben über uns weg sausten. Jetzt deckte der Tommy wohl unsere Artillerie mit schwerstem Kaliber ein! Wieder beobachtete ich. Verflixt und zugenäht. Das wurden drüben beim feindlichen Graben immer weniger Aufschläge in unserem Feuerabschnitt! Wieder schoß ich Leuchtkugeln . . . Wildes Geschrei, Infanteriefeuer, Handgranatenkrachen: Der Tommy stürmte. — Wie die Wiesel rannten sie in ihren khakigelben Uniformen gegen unseren Graben. — Im Nu klebte ich am Grabenrand und schoß ein Magazin meiner Armeepistole nach dem andern leer.

Tak, tak, tak, taktaktaktak . . . unsere leichten MG's machten ganze Arbeit. Dreimal stürmten die Tommys. Dreimal flutete ihre gelichtete Angriffswelle zurück. — Dann gaben sie es endgültig auf.

Ein wütendes Störungsfeuer den ganzen Tag über machte jede Verbindung mit hinten unmöglich. — Spät abends — es war etwas ruhiger geworden und ich wollte gerade einen Telephonisten losschicken — kam ein Meldegänger: Ich solle sofort abbrechen und zurück. Die Batterie rücke noch diese Nacht ab.

Furchtbar hatten die schweren Brocken in unserer Feuerstellung gehaust. Zwei Geschütze völlig in Klumpen geschossen. Auch die beiden anderen übel von Granatsplittern mitgenommen. Fünf Tote und acht Mann verwundet.

Wo ist Vizewachtmeister Merten?

Ich solle in den Unterstand zum Batterieführer kommen!

Dort lag, auf ein paar Woilachs notdürftig gebettet, mein Kamerad Merten, die Lunge von einem Granatsplitter zerfetzt.

Ich hockte mich neben ihn und strich ihm mit der Hand über die Stirn. — Davon wachte er wohl noch einmal auf. Erst starrte er mich wie fremd an. Dann kam ein Erkennen in sein Gesicht. Halb hoch richtete er sich wie im Krampf und flatternd kam es über seine Lippen:

„Hast ja Geburtstag, Kleiner. Hab keine Angst! Brauchst ja nicht nach vorn in den Dreck! Ich geh für dich! Ich . . . geh . . . für . . . dich . . ."

Noch ein letzter, wie verhauchter Seufzer. — Mein liebster Kamerad, der Vizewachtmeister Merten fiel zurück und war nicht mehr.

Die Fiedel der Toten

Von Dörte Friedrich

Die Fiedel lag im Kasten und der Kasten zu unterst im Schrank. Frau Maria hatte es so gewollt; denn die furchtbare Geschichte der Geige hing wie ein schweres kommendes Schicksal über der Familie, und Heinz, Frau Marias Sohn, sollte nicht dasselbe Schicksal erleiden wie seine Ahnen, die alle an dieser Fiedel starben.

Seit über hundert Jahren war sie in der Familie. Heinrich Stoltenberg, der ein großer Künstler gewesen war, hatte sie als das Geschenk eines Mädchens aus Rom mitgebracht, und ihr Verfertiger war ein Mann aus Nürnberg, der bei einem italienischen Geigenbaumeister in die Schule gegangen war und bald den Meister übertraf.

Jener Heinrich Stoltenberg war ein schöner Mann gewesen. Und so kam es, daß sich die Marchesa Biamcelli in ihn verliebte, eine Dame, deren Einfluß weit reichte und deren Herz trotz dieser Macht zart und groß war. Nun, Heinrich Stoltenberg hatte zu Hause in der Heimat Weib und Kind. Das sagte er der Marchesa, als sie ihm ihre Liebe gestand. Die Marchesa Biamcelli aber wurde krank und die Aerzte sahen bekümmert drein. Man bat Heinrich Stoltenberg, noch einmal zu ihr zu kommen. Heinrich folgte dem Ruf, brachte seine Geige mit und spielte der Marchesa ein Lied. Sie schlief bei den weichen Klängen des Instrumentes ein und erwachte nicht mehr. Einer der Aerzte aber sagte: sie sei an keiner Krankheit gestorben, sondern am gebrochenen Herzen.

Der Vater der Marchesa aber war ein toller Mann. Er war davon überzeugt, daß Heinrich Stoltenberg schuld sei an dem Tode seines Kindes.

„Du sollst verflucht sein," rief er aus, „und deine Geige sei verflucht, bis die Marchesa selbst den Fluch löst . . ."

Heinrich Stoltenberg schauerte zusammen. Und dann packte er seine Habseligkeiten ein, um in die Heimat zu fahren. Der Fluch des Alten hatte ihn erschüttert, obwohl er sich frei von aller Schuld wußte. Er hatte gehandelt wie ein Mann, dem die Ehe heilig ist.

Und der Fluch erfüllte sich, er traf ungerecht den Unschuldigen. Bei München brach die Achse des Wagens, die Kutsche stürzte um, und von allen Reisenden wurde nur Heinrich Stoltenberg getötet. Er gab einem Mitreisenden seinen letzten Willen kund: die Geige sollte mit seinen Habseligkeiten seinem ältesten Sohne gebracht werden, und der sollte gegen den Fluch kämpfen.

So kam die Fiedel in den Besitz von Jürgen Stoltenberg. Er war mit Leib und Seele Musiker wie der Vater, und er brachte es zu etwas. Das Opernhaus in Wien nahm ihn als ersten Geiger. Man entsinnt sich vielleicht des großen Brandes in diesem bedeutenden Bühnenhaus. An dem Abend der Katastrophe saß Jürgen zum ersten Male im Orchester. Der Weg zur Rettung war frei. Aber hinter den Kulissen war eine gewisse Maria Megele, eine kleine Tänzerin, die Jürgen in sein Herz geschlossen hatte. Er bahnte sich den Weg durch die kopflosen Menschen, wußte nicht, daß Maria Megele schon längst in Sicherheit war.

Einen Tag später fand man ihn erstickt.

Seines zweiten Bruders Sohn wurde der Erbe der Geige. Das war jener Stoltenberg, dessen Name als Virtuose großen Klang hatte. Er bereiste fast die ganze Welt, und fast schien es, als habe sich der Fluch, der an der Geige hing, gebrochen.

Einmal aber konzertierte er in Südamerika. Er hatte einen schwarzen Diener, der ihm das Instrument nachtrug. Eines Abends nach einem großen Konzert schüttelte sich der Diener in Krämpfen. Auch Stoltenberg bekam einen Anfall und ehe noch die Aerzte recht erkannt hatten, was es sei, starben Herr und Diener an der Cholera.

Sein Sohn wurde Lehrer am Konservatorium und hatte großen Zulauf. Als er ein Konzert gab und die Fiedel spielte, verliebte sich wieder eine Frau in ihn. Er beantwortete ihre Briefe nicht, trotzdem fiel er im Duell mit ihrem Mann.

Der Vater von Heinz aber nahm die Geige mit ins Feld. Oft und oft rissen die Klänge der Fiedel die Kameraden hoch, ließen an die Heimat denken. Bei Soisson fiel der Held.

Eine ganze Woche lang lag Heinz in stummem Schmerz. Biß sich die Hände wund und schwur sich, so zu werden wie der Vater, der mit einem Lachen auf den Lippen und mit einem Klang im Herzen das Leben für das heilige Vaterland hingegeben hatte.

Frau Maria aber hatte die Fiedel der Toten versteckt, sie wollte nicht, daß ihr Junge dem Schicksal unschuldig unterliegen sollte.

*

Wie der Großvater, war auch Heinz Lehrer am Konservatorium geworden. Und eines Tages trat er vor die Mutter hin und bat sie, ihm die Geige zu geben. Vaters Geige nannte er sie. Die Mutter wollte nicht.

„Ich weiß gar nicht, wo sie ist, Junge."

Heinz sah die Mutter lächelnd an.

„Glaubst du denn wirklich noch an die Wirksamkeit des Fluches? Du bist doch eine aufgeklärte Frau. Ich habe nämlich eine Schülerin, und der will ich mal auf der Geige etwas vorspielen. Es ist doch schließlich eine Meistergeige."

Frau Maria sah auf.

„Eine Schülerin? Du machst zuviel Wesens von dieser Schülerin.“

Da faßte er die Mutter um die Hüften.

„Hallo, Frau Mutter, eifersüchtig? Die Kleine ist sehr begabt, und ich habe sie wegen ihres Fleißes sehr gern. Da muß ich ihr einmal als Aufmunterung etwas auf der Geige vorspielen.“

Frau Maria wand sich.

„Ich weiß doch gar nicht, wo sie ist.“

Aber Heinz fand sie. Und er war glücklich, sie gefunden zu haben.

Bianca Madai sah ihren Lehrer groß an.

„Die Fiedel der Toten?“ fragte sie. „Warum die Fiedel der Toten?“

„Das ist eine lange Geschichte, Bianca. Meine Familie hat mit dieser Geige viel Unglück gehabt. Alle Besitzer der Geige sind frühzeitig gestorben. Und meine Mutter meint, auch ich würde dem Fluche verfallen, der an der Geige hängt. –

„Nein!“ rief Bianca schmerzvoll.

Heinz Stoltenberg sah sie lange an. Dann begann man zu musizieren. Plötzlich nahm Heinz die Geige unter das Kinn und begann ein schwermütiges Lied zu spielen. Es klang so sehnsüchtig und so lockend zugleich, daß Bianca aufsah.

„Ein schönes Lied,“ sagte sie.

„Ja?“ fragte Heinz. „Ich habe es für Sie geschrieben. Ich freue mich, daß es Ihnen gefällt.“

Sie sah ihn an.

„Herr Stoltenberg, Sie lieben mich . . .?“

Er wurde rot. Dann aber sah er sie fest an.

„Ja, Bianca, ich liebe dich.“

Ihr Gesicht verschönte sich in diesem Augenblick. Sie beugte sich auf seine Hand nieder und küßte sie. Und als sie sich wieder aufrichtete, da sagte sie:

„So sehr wird dich nie wieder eine Frau lieben, ich gebe mein Leben für dich hin.“

Als er Bianca Frau Maria brachte, da war die Mutter überrascht von der Schönheit und dem Geist Biancas. Sie konnte es ihrem Heinz nachfühlen, daß er sich in dieses wunderbare Geschöpf verliebt hatte. Auch sie gewann sie lieb und hatte sie gern um sich.

Einmal sprach er mit der Mutter über sie.

„Ich bin sehr glücklich, Mutter. Und ich glaube, daß die Fiedel der Toten angesichts dieses Glückes auch ihre Kraft verloren hat.“

„Das gebe Gott,“ sagte Frau Maria.

*

Kein Glück ist vollkommen. Heinz Stoltenberg sollte das Opfer einer Verwechslung werden. Eines Tages ging er mit Bianca durch einen Park. Es war gegen Abend, und die ersten Laternen wurden eben angezündet. Sie unterhielten sich von der Zukunft. Sie dichteten jene himmelblauen Märchen um ihre Zukunft, die den Verliebten eigen sind.

Da sprang ein Mann hinter einem Baume hervor und zielte kurz auf Heinz. Bianca erfaßte den Augenblick. Sie sprang in dem Moment neben Heinz, um ihn mit ihrem zarten Leibe zu decken, als die Schüsse krachten. Sie brach zusammen, und der Schütze floh. Er wollte seinen Feind erschießen und hatte Heinz für diesen gehalten.

An demselben Abend noch starb Bianca unter der Anteilnahme der ganzen Stadt.

Sie hatte es selbst nicht gewußt, daß jene Marchesa, die an Heinrich Stoltenberg starb, ihre Ahnin war. Sie war einfach für ihre Liebe gestorben und hatte damit den Fluch gelöst, der an der Fiedel der Toten hing.

Heinz Stoltenberg aber, in einem furchtbaren Grimm gegen das Schicksal, zerschlug die Fiedel. Dann weinte er wie ein Kind im Schoße der Mutter, die seinen Schmerz verstand.

Die Fiedel der Toten klang nicht mehr . . .

Zeitschriften

Im Zeitalter der Flieger sind das zeitgemäße Witzblatt „Die Fliegenden“. Die Fliegenden Blätter waren schon immer der fröhliche Spiegel ihrer Tage, die humoristische Chronik ihrer Epoche, die satirische Begleitmusik zu den Ereignissen des gerade aktuellen Weltgeschehens. Und ebenso sind sie auch heute noch — nicht nur belustigend und erheiternd, sondern in steter Gleichschaltung mit ihrer Zeit der lächelnde Beobachter und Berichterstatter des täglichen Lebens. Dazu bringen sie in jedem der wöchentlich erscheinenden Hefte neue Witze und Anekdoten, erzählen lustige Geschichten und heitere Episoden, enthalten fröhliche und lyrische Gedichte und Lieder — neben den gereimten und ungereimten Glossen zur Zeit. Jedes Heft ist reich illustriert mit farbigen Bildern hervorragender Illustratoren, mit komischen Zeichnungen und Skizzen erprobter Mitarbeiter und Karikaturen erster Künstler auf diesem Gebiete. Die Reproduktion aller Bilder ist durchwegs ausgezeichnet.

Rätsel jeder Art leiten die Fröhlichkeit der ersten Seiten in nachdenklichere Stimmung, und die stets neu erscheinenden Preisaufgaben regen den Leser und Löser zu eigenem produktivem Schaffen, zum selbständigen Finden lustiger und überraschender Pointen für einen gegebenen Auftakt an. Die besten Einsendungen für diese Aufgaben werden stets mit schönen Geld- und Bücherpreisen belohnt.

Fröhliche Ecke

Eine Aussicht

Bock und Straube sind Bürokollegen. Wenn es zum Mittagessen geht, wandert Bock nach links, Straube aber nach rechts. Bock kommt immer in angenehmster Laune zurück und stöhnt noch lange vor Behagen, Straube aber ist meist verdrossen.

Nun erkundigt sich Straube doch einmal: „Ich bin mit meinem Mittagstisch gar nicht zufrieden. Wo speisen Sie eigentlich, Herr Kollege? Es scheint Ihnen sehr gut zu bekommen!“

„Mächtig!“ nickt Bock. „Ich habe mir nämlich 'ne Braut angeschafft, und bei ihren Eltern esse ich. Das sollten Sie auch tun, lieber Kollege.“

Straube wiegt zweifelnd das Haupt. „Ob das geht? Würden Sie mich denn bei den Herrschaften einführen?“

*

Offenherzig

„Bei der Feier diesen Abend werde ich singen! Oder weißt du etwas, was dem Geburtstagskinde noch mehr Freude macht?“

„Wenn du nicht singst!“

*

Materialist

Diese blödsinnigen Romane! „Ein großes, helles Lachen flatterte auf.“ Von dem ganzen Satz ist ein großes Helles das einzig vernünftige.

*

„Wenn es Frühling wird,“ sagt die Lehrerin, „dann kehren die Zugvögel zurück: Schwalbe und Storch . . .“

„Nee, Fräulein, das stimmt nicht. Zu uns ist der Storch jetzt schon zweimal Weihnachten gekommen.“

*

Die alte Geschichte

Sie: „Heute abend willst du also wieder ausgehen? Wirst du denn lange fortbleiben, oder kommst du früh nach Hause?“

Er: „Wenn ich lange fortbleibe, komme ich immer früh nach Hause!“